

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 206

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

THEMA

TOGGENBURG

Vom lauten und stillen Hasen

Das lange Tal. Das Toggenburg. Die Toggen und die Burger. Oder doch Doggen und Burgen? Die Doggen der Herren auf den Burgen? Lassen wir es offen. Auf alle Fälle gibt es hier Hasen, Fellhasen, laute Hasen und für einmal wieder den stillen Has. Unteres Toggenburg. Kirchberg. Wunderbare Aussicht von ganz unten nach ganz oben zu den Churfürsten. Wenn es eindunkelt, dann sind hier nicht nur die leisen Klänge, sondern auch die lauten Töne zu hören. Eintracht. Das Kulturlokal hat «Stiller Has» nach Kirchberg geholt. Gekommen sind viele, um den leisen Zwischentönen von Endo Anaconda zu folgen. Seinen soziopolitischen Zwischentönen. Wie er sich darüber freuen würde, wenn Blocher kandidieren und (summend unterstrichen und laut hinzugefügt) nicht gewählt werden würde.

Das Konzert ist stimmungsvoll, das Publikum begeistert. Die ältere Dame mir gegenüber (Mitte achtzig) findet Endo Anaconda «super, seit Jahren schon. Ausser wenn er so schwitzt wie jetzt. Dänn isch er nid grad de Schönscht». Sie fragt mich, ob ich wisse, dass Lenny Kravitz im Kaufleuten in Zürich spielen wird? Der wäre halt so ein Schöner. Nur schade, dass das Konzert so spät sei. Zu spät für sie.

Genau so würde es mir Spass machen, alt zu werden: interessiert, offen und nicht leise. Leben nach Lust und so lange man kann. Endo Anaconda und der «Stille Has» sind laut, besinnlich, leidenschaftlich aber auch leise. Die Nachricht der letzten Woche, dass Endo Anaconda aus gesundheitlichen Gründen seine Konzerte absagen hat müssen, stimmen auch mich leise. Wenn man ihm zuhört und seine Texte liest, seine stillen Töne aufnimmt, dann passt auch der «Stille Has» in das Toggenburg. Rau, schön, lustig, aber auch melancholisch wie die Churfürsten im Herbstnebel oder laut wie all die «Polteris» aus den politisch rechten Reihen, die sich Gehör verschaffen wollen. In der Eintracht in Kirchberg werden in diesem Jahr noch einige Töne zu hören sein. Baschi ist ausverkauft, aber William White ist noch zu haben für den 17. November.

Der Übergang vom unteren zum oberen Toggenburg ist eine kulturelle Überraschungsreise, das Chössi-Theater in der Bahnhalle Lich-



Endo Anaconda spielte seine Zwischentöne
in Kirchberg Bild: Daniela Vetsch Böhi

tensteig seit Jahrzehnten das Lokal für Kultur, Theater und Musik. Eine Empfehlung für den 5. November: Michael Elseners «Try out». Oder am 12. November: Water-Soundscapes. Weiter bergwärts nach Unterwasser (es ist über Wasser, aber unterhalb von Wildhaus) der Zeltainer. Was uns kulturell dort 2012 erwartet? Wir werden es hören und sehen, wenn die lauten Hasen wieder da sind. Freuen wir uns auf die kulturellen Höhepunkte im Toggenburg, auch mit allen volkstümlichen Zwischentönen, die die Berglandschaften des Toggenburgs zum Klingen bringen.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter von zwei Kindern.

VORARLBERG

Leporelli in der Kunstmetzgerei

Bis 1990 war ich Berufsschullehrer, und einmal wollte ich mit einem ehemaligen Schüler beim Zollamt St. Margrethen über die Grenze. Ich glaube, das Restaurant Burg in Au war unser

Ziel. Der Ex-Schüler hatte einen abgelaufenen slowenischen Pass, in dem zusammengefaltet ein Schreiben der Bezirkshauptmannschaft Bregenz (BHB) steckte, das besagte, dass er die österreichische Staatsbürgerschaft beantragt habe und bis auf Weiteres berechtigt sei, täglich über die Grenze zu fahren. Er brauchte das, weil er in Diepoldsau arbeitete.

Ich sass am Steuer und reichte meinen und seinen Pass einem Schweizer Zollbeamten, dessen Mimik Buster Keaton an Bewegungslosigkeit weit unterbot. Auch während unseres kurzen Dialogs: «Dieser Pass ist ungültig.» – «Ich weiss, aber es ist ein Brief der BHB drinnen ...» – «Das geht mich nichts an.» – «Könnten Sie bitte vielleicht doch einen Blick darauf werfen?» – «Ich muss es mir nicht ansehen.» – «Und was heisst das jetzt?» Es hiess, dass er uns nicht über die Grenze liess; wir sollten am österreichischen Zoll einen Passierschein holen. Das gab es damals eigentlich für Kinder, die noch keinen Ausweis hatten. Wir stiessen also zurück und ich formulierte geistig schon einen Leserbrief über die unglaubliche Sturheit von Schweizer Zöllnern, als sich nun auch prompt der österreichische Zollbeamte weigerte, das BHB-Schreiben zu lesen und/oder einen Passierschein auszustellen und darüber hinaus versicherte, er werde bei den anderen Grenzübertrittsstellen anrufen, wir sollten bloss nicht glauben, dass wir woanders rüberkämen.

Der damals völlig unsinnig Zurückgewiesene war Bogomir Krajnc, der seit Mitte Oktober in der Galerie Macelleria d'Arte an der Gartenstrasse 11 in St.Gallen unter dem Titel «Natura Morta» seine Bilder ausstellt (bis 4. November). «Natura Morte» ist doppelsinnig, denn es bedeutet ja italienisch «Stillleben», aber auf Krajnc's Bildern gibt es auch wirklich Totes aus der Natur zu sehen. Aus der Zeit, da der 1959 im



Bogomir Krajnc thematisiert in der Macelleria d'Arte den Tod Bild: pd

slowenischen Celje geborene Künstler als Textildesigner in Hohenems, in Bregenz sowie 21 Jahre in St.Gallen lebte, könnte ich noch ein paar Anekdoten erzählen. Zum Beispiel über Wein oder über Voodoo-Zauber, aber vor zehn Jahren ist Krajnc nach Thailand übersiedelt und hat zuletzt eineinhalb Jahre in Mexiko verbracht. Während dieser Zeit hatten wir nur Telefon- und Mailkontakt.

Die in der Macelleria gezeigten Bilder – grossformatige Fotografien auf Barytpapier, übermalte Fotos, düstere Grafik und besonders schöne grosse Leporellos – stammen aus dieser Zeit. Krajnc, der Art Brut, Surrealismus, Francis Bacon und Zen-Kunst als seine Inspirationen nennt, hat auch in Thailand ausgestellt (wie zuvor in Dornbirn, Vaduz, St.Gallen und zuletzt im italienischen San Remo), aber eine Exhibition in einer Galerie in Bangkok katapultiert einen Künstler nicht gerade ins Zentrum des europäischen oder amerikanischen Kunstinteresses. Auch ist Bogomir Krajnc bisher seinem Broteruf als Textildesigner nachgegangen, um das Geld für seine Familie zu verdienen, und hat die Kunst nur auf zweiter Schiene laufen lassen können. Er ist selbst Sammler, vor allem von afrikanischen Fetischfiguren und von ostasiatischen Buddha-Darstellungen, die auch in der Ausstellung zu sehen sind. Manche kennen Letztere vielleicht aus dem Schaufenster der Sign Gallery in St.Gallen.

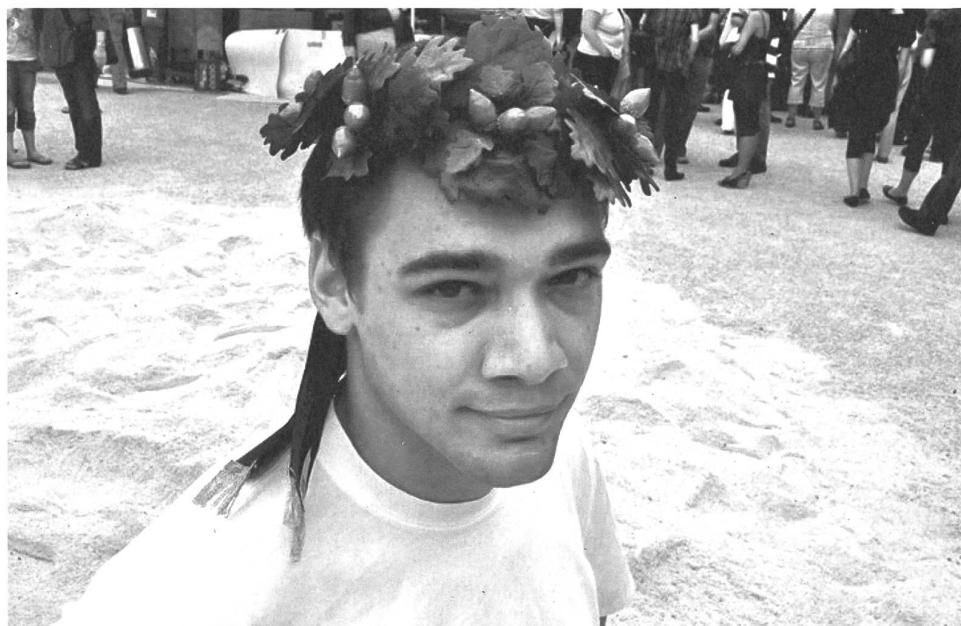
Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

SCHAFFHAUSEN

Wahlkampf-Splitter

Wenn dieses Heft erscheint, sind die nationalen Wahlen vorbei. Bei Redaktionsschluss waren allerdings noch keine Ergebnisse abzusehen. Trotzdem erlaube ich mir ein kurzes Nachtreten auf den Schaffhauser Wahlkampf anhand einiger Wahlkampf-Splitter.

SVP-Schwinger im Sägemehl Der Schaffhauser Wahlkampf wurde anlässlich des Stadtfestes so richtig lanciert. Unter anderem sollte ein Promischwingen unter National- und Ständeratskandidaten erste Weichen stellen. Mit bedenklichem Ausgang für die traditionsbewusste SVP. Die Jungen SVPler sind gar nicht erst angekommen, SVP-Ständerat Hannes Germani durfte nur als Assistenz-Kampfrichter mitmachen, der eine Nationalratskandidat renkte sich im Sägemehl den Daumen aus und nur gerade Thomas Hurter schaffte es über die Runden, verfehlte allerdings trotz grossem Schweizerkreuz auf der Brust den Schlussgang. Schwingerkönig wurde AL-Nationalratskandidat Till Aders. Um das Elend zu komplettieren, wurde die SVP Zürich Wochen später auch noch vom Obmann des eidgenössischen Schwingerverbandes, SP-Schaffhausen-Mitglied Ernst Schläpfer, gemassregelt, weil



Till Anders von der Alternativen Liste überzeugte im Sägemehl auch die Rechtspopulisten. Bild: pd

sich ihre Kandidaten in Schwingerhosen präsentierte und damit – zu Unrecht, wie man jetzt weiß – ihre Verbundenheit mit dem Schwingensport deklarierten wollten.

Weissmaler Für das nächste Highlight sorgten ein Lehrer (SP) und ein Grossstadtrat (AL), die bei hellichtem Tag einige Plakate der SVP zur Ausschaffungsinitiative übermalten. APG und SVP waren sich nicht zu schade, deswegen ein Strafverfahren einzuleiten, der SVP-Parlamentsvorsitzende forderte den Grossstadtrat anlässlich der nächsten Sitzung sogar öffentlich zum Rücktritt auf. Die Antwort kam postwendend mit einem Solidaritätsappell für die Weissmaler, dem nicht weniger als 2500 Personen innerhalb Tagen Folge leisteten und in ganzseitigen Inseraten die politische Tat verteidigten. In der Folge brachten die Bürgerlichen jeden nächtlichen Lausbubenstreiche gegen einen ihrer Plakatstände mit den Weissmälern in Verbindung. Die Jungfreisinnigen verorteten sogar einen Plakatterrorismus, der erst durch die Aktion der Weissmaler salonfähig gemacht worden sei. Die SVP stieß ins gleiche Horn und entblödete sich sogar, eine Fotofalle aus dem Jagdgebrauch aufzustellen, um den Terroristen auf die Spur zu kommen. Tatsächlich, einer ging in die Falle und wurde prompt an den Internet-Pranger gestellt. Es geht aber das Gerücht um, dass es sich um einen Parteigänger der SVP handle.

Gastro Schaffhausen handelt Eigenmächtig entschloss sich der Vorstand des Wirteverbandes Gastro Schaffhausen, 200'000 Zucksachets mit den Konterfeis der SVP-Kandidaten für den Nationalrat und die bürgerlichen Ständeratskandidaten drucken und verteilen zu lassen. Böses Erwachen dann beim Verteilen an die Restaurants: Da die Mitglieder über die Aktion nicht informiert wurden, konnten die Zucksäcklein vielerorts gleich wieder mitgenommen

werden. In den meisten Beizen bekommt man die Wahlkämpfer auf alle Fälle nicht zu Gesicht.

Plakatieren geht über Studieren Der Preis für die breitflächigste Plakatierung geht eindeutig an den Kandidaten der SVP International. Einen in Tasmanien lebenden Apfelfarmer, der extra angereist war, um in Schaffhausen Wahlkampf zu betreiben. Er sagt von sich selber, er sei Republikaner der ersten Stunde, und fasziiniert mit einer vollkommenen ästhetischen Anspruchslosigkeit. Seine Plakate – notdürftig mit Klebeband auf irgendwelches Sperrgut gepfostert – hängen wildwüchsig an allen möglichen und unmöglichen Orten im Kanton.

Herbstsonntage huldigen dem Wein Die traditionellen Herbstsonntage im Klettgau sind gemäss Gentlemen's Agreement wahlkampffreie Zone. Das wussten offensichtlich nur die Jungfreisinnigen nicht, die Sonntag für Sonntag fleissig Flyer verteilt und Rivella tranken. Da kamen die jungen Linken bei vielen Besuchern besser an, die nach reichlichem Weingenuss mit den älteren Semestern in der Trotte tanzten, dass es Dorfgespräch war am nächsten Tag.

Florian Keller, 1983, ist Jus-Student und Schaffhauser Kantonsrat.

WINTERTHUR

Der Bürgersinn blinzelt

Was ist ein Konfidenzintervall? Ein Zwischenraum, durch den man auf die voraussichtlichen Resultate der eidgenössischen Wahlen schaut. Oder ganz im Stillen: Die Aufmerksamkeitsspanne, die man einem Musikstück widmet,

THEMA Rundflug

Freude anzusingen und Vertrauen zu geigen. 2007 Telefonanrufe hat das Forschungsinstitut GFS gemacht, um auf die wahrscheinlichen Stimmenanteile der Parteien zu schliessen. Aber mein Telefon ist abgestellt, schliesslich sind wir an einem Konzert. Für einmal umfasst das Konfidenzintervall nicht 95 Prozent, sondern fünfviertel Stunden.

Beethoven, Schiller, «Freude, schöner Götterfunken», die Neunte Symphonie, das Thema des vierten Satzes, die Europahymne. Der Saal ist steif ergriffen; eine Irritation, die zumindest Interesse weckt an vergangener Grossartigkeit – die jeder mitempfindet, wenn er nicht auf einem sozialen Isolierschemel steht. Es blinzelt der Bürgersinn von altem Schlag.

Der Saal im Stadthaus ist hell – das ist das Verstörende an klassischen Konzerten. Da gibt es kein Dunkel, in dem sich der Zuhörer passiv und selbstbezogen dem Geschehen hingibt. Hier wird gewissermassen Realpräsenz verlangt, und die Leute haben einen leicht überhöhten Alterschnitt. Bei Indie-Rock-Konzerten, wie ich sie kenne, dient die Abschattung des Publikums der Möglichkeit zur individuellen Öffnung und Entblössung. Hier muss man vor lauter Transparenz der Verhältnisse eher präventiv in Deckung gehen – ein steifes, freundliches Gesicht machen, nicht bewegen.

Damit lässt sich gut leben. Was schon mehr Schwierigkeiten macht, ist das organisatorische Prinzip dieser Musik: sie ist strikt linear. Immer neu, immer weiter, weiter und neu. Wie eine Geschichte, die laufend neues Personal einführt und altes fallen lässt. Mit der Idylle von Strophe-Refrain-Strophe-Refrain-getrimmten

Wiederholungserwartungen ist dem nicht beizukommen. Wo sind hier die Helden, wo ist der Platz, zu dem sie zurückkehren? Auch Erfahrungen mit der offenen Szene des Beat, der in die Breite geht, helfen nicht weiter. Was tun? Weiterhören, keine Miene verziehen, sich an den Moment klammern. Es sind ja zum Glück einige Motive vertraut; und das Beste kommt zum Schluss: der Chor.

Gesang ist eigentlich fast immer überzeugend. Hier leuchtet einfach am meisten ein, wie der Ton von einem persönlichen Engagement abhängt. Man muss nur in die Augen und in die Münder schauen. Der Chor hat ganz viele Augen und Münder, die das Gleiche machen, nur ein bisschen anders. Der Chor ist eine geähmte Vielheit.

Die hat es in sich und wenn man nur will, geht man mit mehr Vertrauen aus der Sache heraus, als in allen Meinungsumfragen steckt.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

APPENZELL

Fahnen und Fähnriche

Meine Fahnen-Erfahrung ist bescheiden: Sie beschränkt sich auf den 1. August, auf die Papierfähnli mit den Kantonswappen, die wir als Kinder jeweils in die Geranien und Blumentöpfen vor dem Haus steckten. An Fussballspielen nehme ich nicht teil, Militärdienst habe ich keinen geleistet, und auch mein Garten ist nicht geziert durch eine Fahnenstange mit Schweizerflagge.

Im Rahmen des Appenzeller Chorfestes Anfang Oktober geschah es dann: Ich hatte mich plötzlich mit Fahnenburgen, Bandieren, weißen Handschuhen, dem Marschieren hinter der Fahne und dem Fahnengruss auseinanderzusetzen. Weil es ja doch ein bisschen von gestern ist, das Ganze, hat es mich als «Ewiggestrigie von Berufes wegen» plötzlich gekitzelt. Als Präsidentin unseres Chors konnte ich endlich unserem Fähnrich zu einem Auftritt verhelfen. Nur wollte dieser nicht; er meinte, das sei nicht notwendig, die sorgfältig drapierte Vereinsfahne im gemeindeeigenen Fahnenkasten würde sich dort besser machen als in der Hauptgasse von Appenzell. Meine natürliche Autorität scheiterte kläglich und ich bedurfte der Hilfe meiner Kolleginnen und Kollegen beim Bier nach der Chorprobe. Und siehe da: Der Zufall bescherte uns gleich einen zweiten Fähnrich. Meine Fahnen-Neugier wuchs, denn das unerwartete Coming-out förderte Erstaunliches zu Tage. Der Zweite war sogar doppelter Fähnrich: Im Schweizerischen Chorverband die Nummer zwei und bei den Stadtängern Zürich



Isolierschemel gab es tatsächlich – zum Vorführen von elektrostatischen Entladungen. Bild: pd



Abb. 184. Appenzell. Pfarrkirche. Inneres. Klassizistisches Schiff und spätgotisches Chor. – Text S. 182.

Die eroberten Fahnen hängen bis heute als Wandbilder in der Pfarrkirche. Bild: pd

die Nummer eins. Für den Verband sei er im ganzen Land herumgereist, jahrelang, und für Zürich vor allem zum letzten Gruss von Kameraden, sicher sechzig Mal. Unser Vereinsfähnrich hatte in der Zwischenzeit eingesehen, dass ich ihm wohl doch keinen Bären aufgebunden hatte. Jetzt packte er aus: Einen Fähnrich-Kurs habe er besuchen müssen und ein seitenlanges Reglement hätten sie erhalten. Zudem sei er auch der Fähnrich der örtlichen Musikgesellschaft gewesen, jahrelang. Vereinsintern war er vom Vize zum Chef aufgestiegen. Ich hatte ihn also im Boot.

Sein Auftritt kam dann während des Aufmarsches zum Festakt. Die Fähnriche der teilnehmenden Vereine hatten sich vor Abmarsch zu gruppieren und einem Fahnenanweiser zu folgen. Den Reaktionen meiner Mitsängerinnen und Mitsänger entnahm ich, dass ich aus Eifer alles lautstark kommentierte. Schliesslich war ich in der Zwischenzeit Fahnenexpertin. Unser Fähnrich hatte das alles verinnerlicht. Er war nicht nur der Schönste im Reigen der Fähnriche, sondern wusste sich auch entsprechend dem Reglement zu bewegen. Die Musikgesellschaft Harmonie Appenzell schritt voran, gefolgt von den Ehrengästen und unserem Fähnrich mit uns im Schlepptau. So marschierten wir durch die Hauptgasse direkt in die Pfarrkirche St. Mauritius. Für uns war der Dienst getan; nicht aber für die Fahnenträger. Sie hatten sich im Chor zu gruppieren und durften noch einmal beim einstudierten Fahnengruss ihre Fahnen schwingen zu können zum Besten geben. Ein würdevoller Fahnenakt in der vollbesetzten Pfarrkirche, über deren Seitenaltäre im Grossformat die erbeuteten Fahnen der Appenzeller während ihrer kriegerischen Feldzüge im 15. Jahrhundert als Wandbilder thronten.

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

«Die Bibliothek muss spüren, was die Kundschaft will»

Was ist eine gute Bibliothek? Hans Ulrich Locher, Geschäftsführer der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft allgemeiner öffentlicher Bibliotheken, gibt Auskunft.

VON RALPH HUG

Die kantonale Bibliotheksinitiative, Ende August überparteilich lanciert, strebt eine bessere Bibliothekslandschaft an. Es sollen in allen Regionen gut finanzierte, gut ausgestattete und publikumsfreundliche Bibliotheken zur Verfügung stehen. Der ungehinderte Zugang zur Information, den Bibliotheken für alle gewährleisten, ist «unabdingbar für Freiheit, Gleichheit, weltweite Verständigung und Frieden». So ist es etwas pathetisch in einem Manifest der International Federation of Library Associations and Institutions zu lesen. Oder anders gesagt: Bibliotheken bilden die Grundlage der Demokratie und gehören zu den Fundamenten des Bildungswesens.

Herr Locher, was ist eine gute Bibliothek? Der Geschäftsführer der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft allgemeiner öffentlicher Bibliotheken (SAB) zählt die zentralen Merkmale auf, die aus seiner Sicht massgebend sind. Und er beginnt gleich städtebaulich: «Bibliotheken müssen an den besten Lagen stehen!», sagt er dezidiert. Dies sei nicht zuletzt dadurch gerechtfertigt, dass Bibliotheken zu den öffentlichen Institutionen mit den höchsten Publikumsfrequenzen gehören – «vergleichbar mit einem Kino». Es sei nachteilig, wenn sich eine Bibliothek an der Peripherie befindet. Sie müsse dort stehen, wo die Leute sind. Weiter sind für

Locher die Architektur und die Dimensionierung wichtig. «Bibliotheken sollen ein eigenes Profil haben und genügend Platz bieten.» Als Musterbeispiel in der Schweiz gilt die Kantonsbibliothek Liestal, die vor sechs Jahren in einem umgebauten Weinlager realisiert wurde. Mit ihrem grün strahlenden Dachaufbau ist sie zu einem architektonischen Wahrzeichen geworden.

Keinesfalls reine Verwaltung

Doch auch ohne markante Architektur kann eine Bibliothek ein eigenes Gepräge haben. Der Zugang, so Locher, muss sich aber auf jeden Fall im Parterre befinden. Eine Bibliothek dürfe keine Hürden haben. Und sie braucht Platz, viel Platz: nicht nur für den Bücherbestand, sondern auch im Publikumsbereich für die Nutzerinnen und Nutzer. Ausreichender und einladender Raum zum Lesen, Lernen, Arbeiten und Verweilen sei unverzichtbar. Ruhezonen müssen sich mit Räumen abwechseln, in denen sich auch Kinder aufhalten können. Selbstverständlich sind genügend PC-Arbeitsplätze erforderlich, denn Bibliotheken haben im 21. Jahrhundert eine wichtige Funktion als Ort des freien Zugangs zu digitalen und virtuellen Medienangeboten. Für Locher müssen Bibliotheken über weitere Räumlichkeiten für Veranstaltungen

gen, Lesungen und Präsentationen sowie über ein Café mit einem Angebot an Snacks verfügen. Bibliotheken sollen soziale und kulturelle Zentren sein.

Hohe Ansprüche werden ans Personal gestellt. Qualifizierte Bibliothekarinnen und Bibliothekare müssen gut ausgebildet sein und ihr Publikum fachgerecht beraten können. Kundenorientierung, Freundlichkeit und Offenheit gelten als wichtige Eigenschaften im Umgang mit dem Publikum. Hans Ulrich Locher weiss, dass oft noch ein älteres Image in den Köpfen herumgeistert – das der gestrengen, sich vornehmlich als Verwalterin und Aufsichtsperson verstehenden Wächterin über den Bücherschatz. Doch er ist überzeugt, dass dieses Bild der Vergangenheit angehört: «Der Trend von der reinen Verwaltung hin zur persönlichen Animation und Beratung ist unumkehrbar.» Ein weiterer wichtiger Punkt, der eine zeitgemäss Bibliothek auszeichnet, sind publikumsgerechte Öffnungszeiten. Für diesen kostenintensiven Aspekt gibt es inzwischen auch kreative Lösungen wie etwa in Dänemark, das allgemein als führend in der Bibliothekspolitik gilt. Dort gibt es teils unbediente Ausleihzeiten, die dank moderner Technik einen begrenzten Personaleinsatz ermöglichen. «Das funktioniert», weiss Locher.

Mangel an gesetzlichen Grundlagen

Natürlich besticht eine gute Bibliothek durch ein breites und aktuelles Angebot an klassischen und digitalen Medien, das auf das lokale Publikum ausgerichtet ist. «Die Bibliothek muss spüren, was die Kundschaft will, und sich darauf einzustellen», sagt Locher. Das kann durchaus regional unterschiedlich sein. Eine Internetseite, e-Books und die Vermittlung von digitalen Wissensträgern gehören ebenso zum Service einer gut ausgestatteten Bibliothek. Aus der Optik des Dachverbands stellt Hans Ulrich Locher vielen Bibliotheken ein gutes Zeugnis aus: Sie seien innovativer und besser positioniert als etwa der Buchhandel und die Verlage, die der digitalen Revolution teils ratlos gegenüberstehen.

Als grösstes Defizit wertet Locher den Mangel an gesetzlichen Grundlagen. Bibliotheken seien etwas derart Selbstverständliches, dass ihr Betrieb gesetzlich meist ungenügend geregelt ist. Ein Befund, der auch auf St.Gallen zutrifft. Aus diesem Grund hat die SAB eine Offensive gestartet mit dem Ziel, dass in allen Kantonen bessere Gesetzesgrundlagen geschaffen werden. Die St.Galler Initiative ist für die SAB ein landesweiter Pilotfall. Dem Verband schwert ein Fördermodell vor, bei dem die Gemeinden als Träger und die Kantone als finanzielle Impulsgeber zusammenspannen und so zur allgemeinen Hebung der Qualität der Schweizer Bibliothekslandschaft beitragen.

Der Autor ist Journalist und Mitinitiant der Volksinitiative «für zeitgemäss Bibliotheken im Kanton St.Gallen». Er schreibt regelmässig fürs «Saiten».



Die Bibliothek Langenthal wird immer als Musterbeispiel genannt. Bild: pd

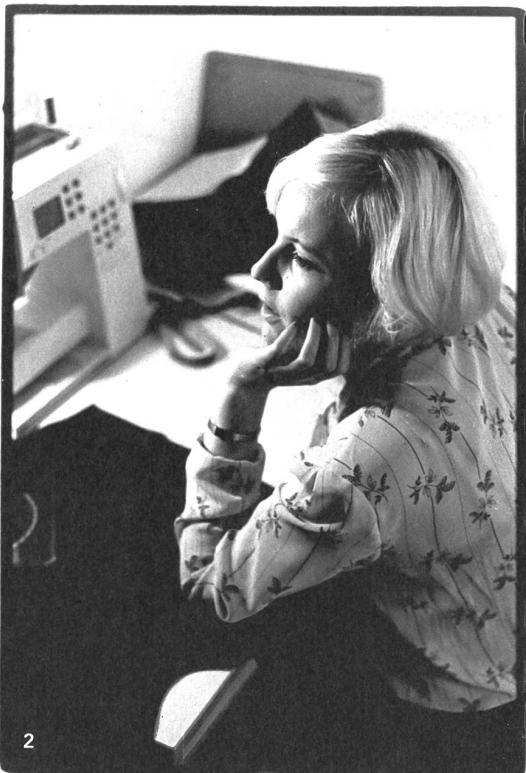


A Mini-Guide to a Designer's Studio

Der dritte St. Galler Textilkunstmarkt kommt von der Tankstell in den Hofkeller runter. Ein Werkstattbesuch bei drei Jungdesignerinnen und drei Jungdesignern.

TEXT ANDREA KESSLER FOTOS ELIAS RASCHLE

1



2



3

Der Journalist Luke Leitch schrieb neulich einen Artikel über Frauenmode im britischen Magazin «Intelligent Life»: «A man's guide to a woman's wardrobe.» Der Kerl trieb sich vornehmlich in Schränken von Frauen herum. Das heisst, eigentlich nicht in Schränken, sondern in Ankleidezimmern. Der Mann, der sich in dieser Frauenwelt bewegt, kennt sich selber aus in Sachen Mode und Anstand. Er weiss, wie viele Knöpfe beim Einreißer geschlossen und wie viele Ärmelknöpfe geöffnet werden dürfen, will er nicht negativ auffallen. Das ist die Welt der elitären Mode und der Reichen. Hierzulande bewegt sich Akris in dieser Liga. Nicht nur für viele Männer eine fremde Welt, sondern auch für Frauen mit konventionellen Schränken, die, sagen wir mal, zwei Meter auf zwei Meter gross sind.

Es muss nicht immer Haute-Couture sein: Am dritten St.Galler Textilkunstmarkt zeigt sich die andere Seite der High-Fashion in der Stadt. Die Organisatorin Melanie Diem 1 (links) betont das. Mit ihrem eigenen Label «Frau Meier» ist sie selber in der alternativen Szene aktiv: «Wir möchten ernst genommen werden in St.Gallen, obwohl wir immer noch eine Subkultur bilden.» Belächelt wird der Textilkunstmarkt jedoch nicht mehr, denn schliesslich steckt dahinter die Idee, St.Gallen wieder zu einem textilen Zentrum zu machen, das auch auf der Strasse wahrnehmbar ist. Melanie möchte die abgewanderten Studenten aus der Ostschweiz, die die Textilschule in Zürich oder Wattwil besuchen oder in Luzern, Basel oder Zürich Design studieren, wieder nachhause holen. Die Spitzengeschichte der Jahrhundertwende prägte die Stadt, darauf solle aufgebaut werden. Siebzehn

Jungdesigner werden ihre neusten Stücke am 12. November in den Hofkeller bringen. Vorab vier Werkstattbesuche bei frischgegründeten Labels, wo keine grossen Kleiderkästen stehen, dafür aber mit viel Leidenschaft gearbeitet wird.

Chic, aber alltagstauglich

Mariann Schwaller, 28

Label: Einzelstück

Kollektion: Blusen mit Bubikragen

Atelier: Überall, wo es Platz hat, daheim in Zürich

2 Mit dem Tram sind es nur wenige Stationen vom Hauptbahnhof. Der ungenießbare Pappbecher-Kaffee brennt in der Hand. Notierte Hausnummer: 246; richtig wäre 256 gewesen. Das Treffen mit Mariann klappt trotzdem, und es gibt bei ihr leckeren Kaffee mit aufgeschäumter Milch. Von der Küche aus ist die Balkontür zu sehen, auf der ein Schnittmuster klebt. So kopiert Mariann die Schnitte. Der Leuchttisch ist ein ferner Traum – bis jetzt hat sie noch nicht einmal einen ausreichend grossen Tisch, um die Stoffe darauf auszulegen. Sie improvisiert.

Künstlerin, Jungdesignerin, Kollektion? Das sind schlimme Wörter für Mariann. Sie näht einfach gerne. Sie ist schon glücklich, vierzig Prozent als Kindergärtnerin arbeiten zu können, um daneben Zeit für das Schneidern zu haben. In St.Gallen an der Modeschule Barbara Wegelin hat sie gelernt, wie man näht und wie ein Schnittmuster gemacht wird. Zeichnen kann sie jedoch nicht –, dass Designen geometrisches Talent verlangt, findet sie super, so kann sie alles ohne Umwege direkt in die Schnittmuster übersetzen.

Fast traut sie sich nicht, es zu sagen, wer könne schon wissen, wie es herauskomme: Vor einigen Wochen durfte sie zwei Schnittmuster nach Indien schicken; in eine Schneiderei, die Frauen zu fairen Löhnen beschäftigte. Anfang November sollen die fertigen Stücke zurückkommen. Mariann hofft, «aber die Post ...». Allzu grosse Hoffnungen macht sie sich nicht und näht weiter an ihren Teilen für den Textilkunstmarkt. Die Papiertaschen mit ihrem Labelnamen drauf liegen schon bereit. Nur die Preise kennt sie noch nicht. Sie werde leere Etiketten mitnehmen und sich vor Ort entscheiden. «Ich bin selber ein H&M-Kind, nie würde ich neunzig Franken für eine Bluse ausgeben.»

Mariann mit der platinblonden Marilyn-Frisur macht Kleider, die an die fünfziger Jahre erinnern. Es gibt Stoffe mit vielen Punkten, starken Farben und den gerade sehr beliebten Bubikragen. In den diesjährigen Herbstkollektionen der High-Fashion-Welt wurden sie um die Hälse der Models gehängt. Bei Marianns Blusen sind die chichen Kragen alltagstauglich umgesetzt. Das ist ihr wichtig.

Das Mami mit dem Rasenmäher

Eva Schmid, 26

Label: Kleiner Knopf

Kollektion: Mädchenkleider,

Bubenkleider, Accessoires

Atelier: Daheim in St.Gallen, Rücken an Rücken mit dem Freund, Tochter Amélie ist auch nie weit

3 Eva muss erst vom Balkon herunter das komplizierte Eingangssystem im Innenhof der Hel-

vetiastrasse 50 erklären, dann geht es durch zwei Türen und viele Stiegen hinauf. Oben gibt es Wasser, um den Wasserverlust auszugleichen. Ein blonder Wuschelkopf wieselt durch die Wohnung. Amélie ist Evas Tochter, zweieinhalb Jahre alt und der Grund, wieso sie mit Nähen begonnen hat. Eine Ausbildung als Schneiderin oder Designerin hat sie nicht gemacht. Gelernt hat sie das Lismen und Häkeln von ihren Grossmüttern – so wie das genauen Arbeiten. Von der Mutter hat sie das Nähen gelernt. Amélie trägt teilweise Kleider, die schon Eva als Kind getragen hat. Das sei das Schöne an den selbstgemachten Sachen: sie halten, sind robust und können weitergegeben werden, sagt sie. Eva testet alle Kleider an ihrer Tochter. Die sagt schon, wenn ihr etwas nicht passt oder unbequem ist. Und nach einem intensiven Spielplatzbesuch zeigt sich die Qualität der Kleidli. Eva kauft keine Stoffe, die das nicht aushalten.

Im Textilmuseum betreut sie während der Ausstellung «stgall» zusammen mit Melanie das Café. Wenn wenig Besuch da ist, kann sie an ihren Kinder-Accessoires, wie Blumenspängeli und Haargummis, arbeiten. Von Zeit zu Zeit hört sie von Besucherinnen: «Ach, Sie sind St.Gallerin? Ja, die haben das Nähen im Blut.»

Amélie ist ein bisschen aufgeregt, als das Mami für das Interview im Arbeitszimmer verschwindet und die Tür schliesst. Sie möchte nicht, dass ihr etwas passiert, und bald gumpet Amélie fröhlich im Arbeitszimmer auf und ab.

Ihr Mami würde rasenmähen, habe sie früher gesagt. Über der Stuhllehne und an kleinen, viel zu dünnen Kinderpuppen hängen gelbe und rot-getüpfele Meitlikeider und an den Wänden Latzhosen für Buben mit Autos drauf. Eva muss die Kleider jeweils noch ein wenig behalten, bevor sie sie verkauft. Beim Tigerfink in der Metzgergasse oder direkt über ihre Internetseite. Vieles macht sie auch auf Bestellung. Der «Kleine Knopf» hat auch schon einen Namen – aber sie will trotzdem keine Marke werden, und Jungdesignerin ist sie auch nicht: «Ich mache einfach Kinderkleider.» Leidenschaftlich gern.

Ein cooler Shit

Boris Stoll (Biber Boris), 21
 Ozan Günaydin (Ozanii Bananii), 21
 Mirco Kircher (Pauer Mirco), 19
 Label: Avantbart
 Kollektion: T-Shirts mit Berühmtheiten ohne Bart – jetzt mit
 Atelier: Geborgtes Atelier in St.Gallen mit Siebdruck-Einrichtung

4 21 Uhr, Migrol-Tankstelle an der Rorschacherstrasse. Nicht gerade der Place to be, aber Ozan (*links auf Bild 4*) – laut «NZZ Campus» sei er der stärkste Mann der Welt, erklärt er freudig – eskortiert mich durch die dunklen Hinterstrassen bis zum Atelier. Dort sitzen die anderen, hören «The Look» von Metronomy, trinken Rum-

Cola und lachen: «Übersetz mal wörtlich: Je suis suis magasin.» Ozan, der die Idee zum Shirtlabel Avantbart hatte, erklärt: «Ich hatte genug von den Standard-Shirts. Ist mir echt einmal passiert, dass drei andere dasselbe anhatten. Ich will jetzt keine Marke nennen, aber so ein schwedischer Grosskonzern ... Da habe ich gedacht: Eigene Shirts wären geil! Es gibt viele junge Leute mit Potenzial, denen könnte man eine Plattform bieten. Ich habe Mircos und Boris' (*rechts auf Bild 4*) Sachen gesehen und bin auf sie zugegangen.»

Mirco: «Damals war ich an Stöcken und hatte viel Zeit. Jeden Tag habe ich ein Design aufs Netz geladen.»

Ozan: «Gib dir das! Jeden Tag ein neues Design.»

Mirco: «In der sechsten Klasse habe ich mein erstes T-Shirt gemacht. Eigentlich hatte ich keinen Bock, aber mein Bruder hat mich gepusht.»

Boris: «Als Ozan im Mai mit der Idee kam, war ich skeptisch. Ein eigenes Label, unter dem auch Parties laufen sollen, ist ein alter Hut. Aber Ozans Enthusiasmus hat mich reingezogen.»

Ozan: «Ich überlegte mir Namen wie Harte Schale, porno Kern. – Ich sag dir, wenn du das jetzt klaut! Bei Avantbart waren die anderen sofort dabei.»

Boris: «Wir wollen Künstler einladen, zu einem bestimmten Thema etwas zu machen. Künstler, die wir kennen oder die wir anschreiben, weil sie coolen Shit machen.»





Ozan: «Unsere T-Shirts sollen Miniserien sein, auf denen Künstler ihre Geschichten erzählen.»

Boris: «Als Special drucken wir QR-Codes auf die Shirts, die mit einem Smartphone eingelesen werden können. QR-Codes sind nicht mit einer Datenbank verbunden, sondern mit einer verschlüsselten Textdatei. Sie linken auf eine geheime Seite, auf der dann mal ein Gutschein heruntergeladen werden kann oder Infos zu einer Geheimparty.»

Ozan: «Wir feiern gerne lang und hart.»

Die Atmosphäre der Kleider

Deniz Şahin, 22

Label: Falkenmeer

Kollektion: keine

Atelier: Zimmer in einer Zürcher WG mit Sitzbadewanne

5 Es ist nicht clever, am Meeting-Point am Hauptbahnhof Zürich mit jemandem abzumachen, den man noch nie im Leben gesehen hat. Das gegenseitige Erkennen klappt nur dank dem Fotografen – er kennt die St.Gallerin Deniz Şahin. In ihrem Zimmer sind die Hüte ordentlich untereinander aufgehängt, von einer Wand blickt eine noble und strenge Coco Chanel, auf dem Pult steht eine Brother-Nähmaschine und im Eck, in Tüten und Schachteln, Stoffe, Spitzenapplikationen, Reissverschlüsse.

Im August hat Deniz die Ausbildung zur Fa-

shion Assistant in Zürich begonnen und wird bald ihre erste Prüfung haben: Einen Reissverschluss nahtverdeckt annähen. Vorher hat Deniz alles aus dem Kopf heraus gemacht. Sie stellte sich ein Stück vor, überlegte sich, wie es gemacht werden könnte, ratterte das Kleid hin und zog es am Abend in den Ausgang an. So hat sie mit siebzehn begonnen. Am Silvesterabend stand sie ohne Kleid und ohne Geld da. In einer Kiste fand sie daheim einen schönen Stoff, fragte ihre Mutter, wie man einen graden Stich macht, und ein paar Stunden später stand sie auf der Party, umringt von Komplimenten.

Alle ihre Kleider haben eine Geschichte, einen Grund, warum sie genäht wurden. Da ist es nicht immer einfach, loszulassen und sie zu verkaufen. Ihr Lieblingskleid habe die Schwester eines Freundes vor einem Jahr am Textilkunstmarkt von ihr gekauft, und manchmal frage sie sich, ob sie es auch gut behandle.

Deniz sitzt auf ihrer pinken Bettdecke – «diese Farbe hass ich», sie findet flaschengrün und senfgelb schön – trinkt einen Schluck Rotwein und erzählt von der Atmosphäre der Kleider. Warum alle das Gleiche bei H&M kaufen, sei ihr unverständlich. Für sie sei ein Kleid eine andere Rolle, eine andere Zeit, die sie anzieht, so könne sie ihre Sehnsucht nach früher ein bisschen stillen.

An zwei Kleiderstangen hängen ihre verträumten, liebevoll unperfekten Kleider. Deniz schneidet nicht auf Taille und mag zurzeit die

geraden Schnitte der zwanziger Jahre – trotzdem umgibt ihre Kleider eine feminine Weichheit. Eine schöne Atmosphäre.

Eine textile Markthalle für St.Gallen

Was ist ein angemessener Betrag für die selbstgemachten Kleider aus den Stuben der Jungdesignerinnen? Die Preise festzulegen ist für sie schwierig. Melanie Diem kennt das Problem. Das Material ist das eine, die Stunden, die in ein Stück fliessen, zu berechnen das andere, und dann kommen noch die Ladenkommissionen drauf. Wer kann das noch kaufen?

Melanie plant deshalb zusammen mit Denise Weber (ihr Label heisst «Sissiloop») **1 (rechts)** ein öffentliches Gemeinschaftsatelier, in dem etwa zehn Jungdesigner arbeiten können. In einem integrierten Shop könnten die Stücke verkauft werden, und externe Jungdesigner sollen sich in den Verkaufsläden einmieten können. «So könnte St.Gallen sein verlorenes Textilflair in den Strassen der Stadt wieder auflieben lassen und eine neue Textiltradition für die Zukunft erfinden», sagt Melanie. Fehlt nur noch der Raum – tausend Ideen und Dutzende Macherrinnen gibt es ja bereits. Und einen, der einen Guide dazu schreibt, findet sich bestimmt auch.

Der Textilkunstmarkt findet am 12. November ab 10 Uhr im Hofkeller St.Gallen statt.
Mehr Infos: www.textilkunstmarkt.ch

No Sleep in Brooklyn -

dafür unter freiem Himmel
in Manhattan

Mike wohnt in Brooklyn, aber seit über zwei Wochen ist er nicht mehr zu Hause gewesen. Er schläft im Freien unter den Bäumen auf dem Zucotti Platz in Manhattan, dort, wo eine stetig wachsende Schar unzufriedener Amerikaner gegen die Gier nach Geld und Macht demonstrieren. Vor einem Monat zogen zwischen tausend und zweitausend Demonstranten in den Financial District um die Wall Street, marschierten um die von der Polizei abgeriegelten Blöcke. «Wir sind die 99 Prozent, die von einem Prozent der Superreichen beraubt werden», skandierten sie und deklarierten, sie würden so lange bleiben, bis sich etwas ändert im Land. Mike aus Brooklyn hat davon zuerst im Internet erfahren, dann entschloss sich der arbeitslose, schwarze junge Mann, sich der Bewegung anzuschliessen.

Heute sitzt er am Stand des «Occupied Wall Street Journal en Español» auf dem Zucotti Platz – inspiriert und seinem Ziel, einmal Journalist zu werden, ein ganzes Stück näher. Noch kommt das Blatt zwar aus dem Verlag Arun Guptas, der die Gratiszeitung «The Indypendent» betreibt und die Protestaktion unterstützt. Bald soll sie aber vor Ort von den Demonstranten hergestellt werden. «Es gibt einen Kurs, wie man eine Zeitung macht, da bin ich dabei», sagt Mike.

Faires Zusammenleben

Mitmachen können alle und überall: Gegen zwanzig Komitees haben sich gebildet – Verpflegung, Finanzen, Medien, Sanitäres, Politische Aktionen, aber auch Gruppen für Kunst und Kultur, Bildung und Erziehung, Meditation und Spiritualität. Überhaupt gleicht der Platz, den die Systemkritiker wieder beim alten Namen Liberty Plaza nennen, immer mehr einem kleinen Blachendorf, wie man es aus Jungwacht- oder Pfadilagern kennt: In der Mitte die Feldküche, die umweltfreundlich betrieben wird, ein Zelt mit einer Bibliothek, ein Depot für die Protestschilder und ein Medienzentrum, das die Revolution ins Internet speist. Jeden Tag findet eine Generalversammlung statt, wo so lange diskutiert wird, bis die Entscheidungen im Konsens gefällt werden können.

Das funktioniere ganz gut, sagt Mike, überhaupt lerne man hier viel über ein faires Zusammenleben. Auch einen gewieften Weg, der Körperpflege nachzukommen, hat der junge Mann gefunden: Er hat sich bei einem nahen Fitnesscenter registrieren lassen, dessen Benutzung im ersten Monat kostenlos ist. Ist der Oktober um, schreibt er sich für den November bei einem anderen Sportzentrum mit den gleichen Bedingungen ein.

Breite Unterstützung

Dass der Wintereinbruch dem «American Autumn», wie manche Kommentatoren in Anspielung auf den arabischen Frühling den Protest bereits nennen, ein schnelles Ende machen wird, glauben Mike und seine Freunde nicht. Obwohl die Aktion die weltweite Medienaufmerksamkeit erregt hat und man sich überlegen könnte, das Dorf auf die kalten Tage hin abzubrechen und die geschaffene Energie und Unterstützung zu nutzen, um im Frühling mit gesammelten Kräften wiederzukommen, spricht hier niemand von einem Ende der Besetzung.

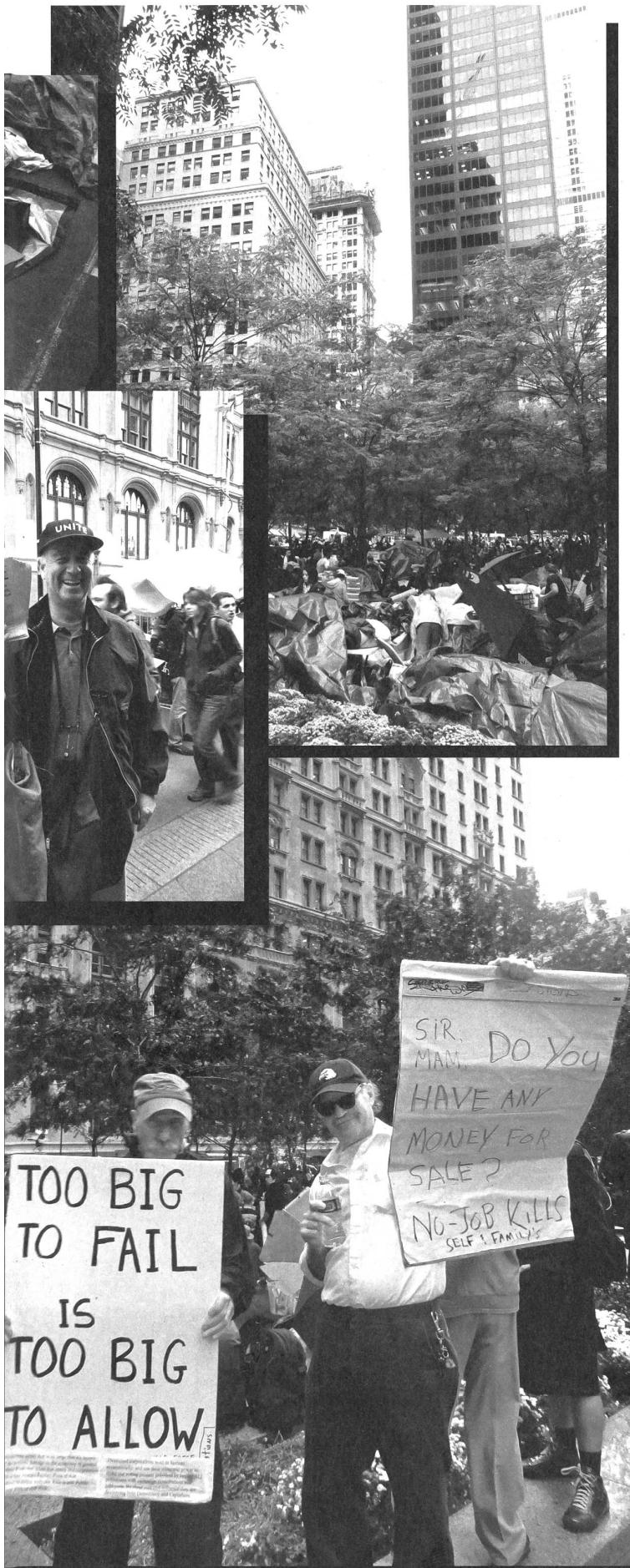
Eine Petition liegt auf, den Demonstranten auf unbestimmte Zeit die Aufenthaltsbewilligung zu erteilen. Tausende hätten sie bereits unterzeichnet, sagt Melinda, die auch im Finanzkomitee sitzt. Alleine in der vergangenen Woche seien über 100'000 Dollar an Spenden eingegangen, sagt sie. Die breite Unterstützung, auf die der Protest stösst, wird auch von den Menschen, die hier zusammenkommen, reflektiert: Waren es zuerst vornehmlich Junge, haben sich unterdessen Gewerkschaften, politische Parteien und Rentner angeschlossen. Und neue Studien bestätigen die Slogans der Demonstranten: Weit über neunzig Prozent des Vermögens in Amerika ist in den Händen der Allerreichsten. 1960 war das noch nicht so, vor allem in den letzten fünfzehn Jahren hat sich die Einkommensschere extrem geöffnet.

Tea Party ist nicht weit weg

Die diversen Anliegen der Aktivisten – der Kampf um Jobs, das Verschwinden des Mittelstandes, die Verbändelung der Politik mit der Hochfinanz – finden Platz nebeneinander. Auf Nancys Schild steht «Robin Hood Was Right!». Sie gehört keiner Gewerkschaft an und ist aus eigenem Antrieb hier. Als Rentnerin habe sie schliesslich mehr als genug Zeit, wütend zu sein.

Dan hingegen wirbt für die sozialistische Revolution, die in den USA durchaus möglich sei. «Wir verlangen Jobs und wollen, dass sich die Regierung für den «regular Joe», den durchschnittlichen Amerikaner, einsetzt, nicht nur für die Reichen – viele Anhänger der Tea Party würden sich uns dabei anschliessen», behauptet der Mann um die sechzig, der die sozialistische Wochenzeitung «The Militant» verkauft – fünf Dollar kostet das Abo für zwölf Ausgaben. Dan verteilt das Blatt auch an Veranstaltungen rechtskonservativer Anhänger von Politikern wie Sarah Palin oder Rick Perry. «Auch dort gibt es Leute mit offenen Ohren», sagt Dan.





Bilder: Marco Kamber

Zynismus für die Jugend

Doch wie lange sind die Besetzer noch geduldet am Liberty Plaza? Den Behörden scheint langsam die Geduld auszugehen, doch die Stadt droht bei einem gewaltsamen Vorgehen gegen die Protestierenden den Unmut der Öffentlichkeit auf sich zu ziehen. Schon einmal, als die Polizei gegen die Demonstranten vorging und über 700 auf einem Marsch über die Brooklyn Bridge kurzzeitig verhaftete, ging der Schuss nach hinten los: Sämtliche grossen Medien berichteten und verschafften der Bewegung damit mehr Aufmerksamkeit, als der Protest alleine ausgelöst hätte. Nicht nur New Yorker regten sich über das raue Vorgehen der Polizei auf, in zahlreichen anderen amerikanischen Städten wurden Protestaktionen angefacht.

Laut Umfragen sehen 54 Prozent der Amerikaner die Aktion in einem positiven Licht, gerade einmal 26 Prozent bewerten sie negativ – darunter konservative Medienvertreter wie Bill O'Reilly, der den Demonstranten rät: «Geht nach Hause, nehmt eine Dusche und beschafft Euch einen Job.» Das ist leichter gesagt als getan bei einer Wirtschaftslage, in der auf ein Jobangebot fünf Bewerber treffen. Unter den Jugendlichen liegt die Arbeitslosigkeit zurzeit bei über achtzehn Prozent. Bürgermeister Mike Bloomberg legt deshalb jedes Wort über die Wall Street-Besetzer auf die Waagschale: «Der Mayor glaubt fest an das Recht auf freie Meinungsäußerung und daran, dass die Demonstranten ein Recht zu protestieren haben», schrieben die Behörden in einer Mitteilung von vergangener Woche und kamen erst ganz am Schluss zur Sache: «Die Situation im Park ist aber nicht im besten Interesse der Demonstranten, der Anwohner und der Stadt. Der Platz muss gereinigt werden, dann darf er wieder benutzt werden.» Was sie verschwiegen: Schlafsäcke, Matratzen, Blachen und persönliches Hab und Gut wären dann nach den neuen Regeln der Besitzer des privaten Pärkchens, der Immobilienfirma Brookfield Properties, nicht mehr erlaubt, auch sich hinzulegen im Parkareal wäre verboten.

New York ist nicht alleine

«Ein nicht sehr verschleierter Versuch, der Besetzung der Wall Street ein Ende zu setzen», nannte ein Sprecher der Bewegung, Tyler Combelic, die Ankündigung der Reinigungsaktion. Die Besetzer griffen kurzerhand selber zu Schrubbern und Eimern und putzten den Platz. Auch die Arbeiterverbände stehen weiterhin hinter den Protestierenden: «Wenn der Bürgermeister reinigen will, soll er zuerst an der Wall Street aufräumen, der Zucotti Platz ist sauber», sagte eine lokale Gewerkschaftsführerin. Die Stadt musste klein beigeben, die Reinigung des etwa fussballfeldgrossen Platzes sei bis auf Weiteres verschoben, hiess es. Und am Samstag dürfen Mike und seine Freunde damit rechnen, dass ihnen weitere Gleichgesinnte in grosser Zahl folgen werden: Es ist World Revolution Day. Grosses Märsche und Demos sind dann nicht nur in New York angesagt: Auch in Zürich will man an der Bahnhofstrasse und auf dem Paradeplatz mit Protestaktionen bewirken, dass dem Treiben der Finanzhaie ein Riegel vorgeschoben wird. Vom Zucotti Platz in New York wünscht man den eidgenössischen Besetzern viel Glück: «Gewiss haben auch die Schweizer Banken ihren Teil zu bezahlen», sagt Dan.

Roman Elsener, 1967, lebt seit 15 Jahren in New York und berichtet aus den USA unter anderen für die Schweizer Nachrichtenagentur «SDA», die «NZZ» und die «Woz».